

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 4 (1900-1901)
Heft: 10

Artikel: Jakob Stutz (1801-1877) [Schluss]
Autor: Gachnang, Konrad
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-665997>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

reimtheit. Nur die Vergangenheit wird, nur sie allein ist wirklich, weil sie allein fort dauert; Gegenwart und Zukunft gehören ihr. Wir leben in ihr, bloß in ihr. Ist Battisto tot, so bleibe ich mit seiner Leiche verbunden. Ein Schauer packte mich; ich wandte meine Aufmerksamkeit von der Uhr ab. Indes hörte ich sie fortwährend; es war, als hätte sie sich mir genähert und tönte an der Seite meines Kopfes. Gereizt über diese Zudringlichkeit, sagte ich mir: „Es ist ja nur eine Uhr! Wie einfältig doch eine Uhr ist!“ Allein ich vermochte an nichts anders zu denken; die Qual zehrte all meine Fähigkeiten auf. Melancholisch fing ich an, jeden Pendelschlag vor auszusehen; dann parte meine Einbildungskraft die Schläge und grupperte sie zu drei, vier, fünf oder je nach wunderlichen Rhythmen. Schließlich verstopfte ich mir, geärgert, die Ohren; allein das Geräusch dauerte fortwährend fort. Da ward ich wie närrisch und wollte es um jeden Preis fliehen. Es verfolgte mich wütend. Ich versuchte mich in ganz andere Betrachtungen zu vertiefen, ich besah aufmerksam mir völlig unbekannte Gegenstände, wie das Brennen des Ofens, die Fensterstange, die Spalten im Fußboden, indem ich dann Bemerkungen dazu murmelte: „Na, das ist kurios, das!“ „Dieser Calorifère brennt gut“ . . . „Er brennt gut . . .“ wiederholte ich eigensinnig, „er brennt gut!“ Es half alles nichts; immer hörte ich das Tiktak, und je närrischer ich wurde, desto mehr war ich gezwungen, es zu vernehmen. Er schlug jetzt in meinem Kopfe, der Henker. Er mußte, dessen war ich gewiß, alles. Er wiederholte: „Geh in dich. Du bist der Mörder! Was hast du mit Battisto gemacht?“

(Schluß folgt.)

Jakob Stutz. (1801—1877.)

Ein Lebens- und Zeitbild aus den ersten Jahrzehnten des letzten Jahrhunderts von
Konrad Gachnang.

(Schluß.)

Das Konjugiren und die Unterscheidung der Wortarten hatten neue Angst im Gefolge; aber als dies endlich im Gehirn saß, waren die Diktate dennoch so fehlerhaft wie im Anfang; hatte er damals alle Wörter groß geschrieben, so schrieb er jetzt alle mit kleinen Anfangsbuchstaben u. s. w. Zudem plagte ihn der Hunger; denn in der Mühle wurde das Essen haufenweise aufgetragen; hier aber gab's viel schmälere Rationen.

Eines Tages wurde Jakob eine „Geographie der Schweiz“ überreicht, sowie eine Schweizerkarte. Was Geographie sei, davon hatte der siebzehnjährige Junge keine Ahnung, und auf der Karte hoffte er Guckkastenbilder zu finden; da war's ein Ding wie getüpfelte Indienne. Er mußte in dem Buche von Grenzen, Quadratmeilen, Mineralien, Manufakturen, Gletschern, u. s. w. lesen, und der Pfarrer wollte nachher darüber abfragen, und doch hatte Jakob in seinem ganzen Leben nie von dergleichen Dingen gehört. Er wußte nicht, aus wie vielen Kantonen die Schweiz bestehe und daß sie eine Republik sei. Grenzen, meinte er, sei eine Stadt, weil er früher oft gehört hatte, es müsse Volk an die Grenzen marschiren. Der Lehrmeister merkte leider auch nicht, wie er seinen Schüler anpacken sollte, und so plagten die beiden einander auf jämmerliche Weise.

Beim Konfirmationsunterricht hatte die Lehrweise des Pfarrers ebenfalls wenig Erfolg. Er wollte die Konfirmanden auf logische Weise vom Geschöpf zum Schöpfer führen und las darum aus einer Naturgeschichte vor, deren Sprache weit über Jakobs Horizont hinausging, geschweige, daß sie seinen Mitschülern mundgerecht gewesen wäre. Das verdroß den Pfarrer, und er schalt Jakob einen trägen Burschen, der das kalte Wasser nicht verdiene. Auch die Gotte erschien eines Sonntags, um Jakob eifrig zuzusprechen; aber das machte ihn nicht gescheiter. So erklärte denn eines Tages der Pfarrer ganz unumwunden: „An dir ist Hopfen und Malz verloren“, und schlug ihm vor, das Buchbinderhandwerk zu erlernen. Als er sich aber bei Buchbinder Studer in Winterthur einfand, schützte dieser vor, er müsse einen Waisenknaben einstellen, und Jakob kehrte unverrichteter Sache ins Pfarrhaus zurück.

Aus der verzweifeltsten Lage, in der er sich damals befand, erlösten ihn zwei seiner Schwestern, die im Begriffe waren, sich nach dem freundlichen weit ins Land hinausschauenden Sternenberg zu verhehelichen. Hier in dem Weiler Matt fing er, um sein Leben zu fristen, wieder an zu spulen. Bei dieser Arbeit stand vor ihm auf der Ofenbank „Daphnis“, Idyllen von Salomon von Gessner, ein Buch, das er der Bibliothek des im gleichen Hause wohnenden, vierundachtzigjährigen alt Pfarrers Hagenbuch entnommen hatte. Daß der Name Götter, statt Gott in jenem Buch stets gebraucht wurde, das wollte dem Jakob dumm, ja recht gotteslästerlich vorkommen.

Weil er das Pfarrhaus in Hittnau und seine Studien daselbst an an eine Webstube im Sternenberg und ein Spulrad vertauscht hatte, so minderte sich Jakobs Ansehen in den Augen der Leute bedeutend, was natürlich für sein Selbstbewußtsein kränkend war; nach und nach aber gewann er seinen neuen Wirkungskreis recht lieb. Er pilgerte Sonntags

nach Bauma; denn die Predigten des dortigen Pfarrers Häfeli waren die ersten, die er verstand. Er schrieb sie nieder, machte solche nach eigenem Zuschnitt und förderte durch das Lesen von ein par Büchern, deren Inhalt seiner Fassungskraft angemessen war, seine Orthographie und auch den Stil. Er stellte sein Licht abermals nicht unter den Scheffel, und das machte ihm die Leute seines Dörfchens wieder so gewogen, daß er seine damalige Seelenstimmung also beschreibt: „Kurz, ich war glücklich, sehr glücklich, in meinem Herzen war Frieden, in meinem Gemüt ein Himmel. So konnte ich Gott schauen“.

Aber dieser Himmel stürzte bald wieder ein. Jakob wurde angefragt, ob er nicht Missionar werden wollte. Dies Wort versetzte ihn in Staunen, und es mußte ihm erst erklärt werden. Es wurde zwar nichts aus der Sache; aber er fing an, die Versammlungen der Herrnhuter in Dürstelen-Hittnau zu besuchen. Da nahm alles in der Natur, die ihm durch Geyners Idyllen so schön und lieb geworden war, eine ernste, trübe Färbung an; alles dünkte ihn eitel und vergänglich. Bei einem Besuche in Balchenstall wollte es den Müllerskindern gar nicht gefallen, daß er so ein Kopfhänger geworden sei. Er hätte auch ohne die Herrnhuter recht tun können, sagten sie, er habe ja „alleweil“ recht getan. Nach pietistischer Art antwortete Jakob mit Seufzen und in demütigem Ton: „Oh, glaubet doch nicht, daß ich recht tue, noch jemals recht getan habe; ich bin ein fluch- und verdammenswürdiger Mensch. Ich habe wohl auch selbst gemeint, ich tue recht; aber ich bin eitel, hochmütig und stolz gewesen und habe gemeint, ich könne etwas und sei etwas. Ich habe nicht gedacht, daß ich ohnmächtig und nichts sei und nur von des Heilands Gnade lebe“.

Da sagte die Tochter Kathrine ganz unschuldig und naiv: „'s ist aber gwüß au wohr“.

Diese Bemerkung wurmte den scheinheiligen Jakob so sehr, daß er bald der Mühle den Rücken kehrte. Doch lenkte die Entrüstung bald in den vernünftigen Gedanken ein, er wolle nicht mehr zu den Herrnhutern gehen und auch nicht Missionar werden, er wolle von allem nichts mehr wissen, lieber brav spulen und schreiben. Das wäre nun recht schön und gut gewesen, wenn nur der Komet von 1819 nicht von neuem einen Strich durch diese Rechnung gemacht hätte. Da hieß es, der „Bonopardi“ werde wieder von der Insel St. Helena zurückkommen — und dann erbarme sich Gott der ganzen Welt, es werde Krieg über Krieg geben!

Jakob war bald militärpflichtig, und die Furcht vor dem Militärdienst fuhr ihm so in die Glieder, daß er ernstlich erkrankte und immer nur davon sprach, man solle doch um Gotteswillen dafür sorgen, daß er

nach Basel komme und Missionar, aber ja kein Soldat werde. In der Tat erging bald die Aufforderung an ihn, er müsse sich bei Quartierhauptmann Manz in Mänikon stellen und dann als Rekrut in die Garnison Zürich einrücken. Mit Hilfe des Bezirksarztes gelang es jedoch, die vorübergehende Befreiung Jakobs vom Militärdienst zu erlangen, und letzterer saß wieder auf dem Webstuhl; denn vom Spuler war er zum Weber vorgerückt. Eine Tochter von Bauma, die er schreiben lehrte, hatte ihn dazu herangebildet.

Zu dieser Zeit wurde die Lehrstelle an der Schule in Tsikon erledigt. Man riet Jakob, sich darum zu bewerben, und nach allen möglichen Bedenken brachte er einen bejahenden Entschluß zustande, besonders mit Rücksicht darauf, daß er dann immer vom Militärdienst befreit sei. Er meldete sich zu einem Kurs bei Kreislehrer Kuhn in Pfäffikon. Der machte Jakob bei der Durchsicht seiner Lieder, Predigten und andern schriftlichen Arbeiten das Kompliment: „Solche Aufsätze und Lieder hat mir noch kein Zögling vorweisen können. Es ist ja Sünd und Schand, daß man Euch nicht studiren läßt!“ Der Unterricht begann. Da vernahm unser Kandidat, daß mehrere Leute in Tsikon einen Fremden lieber zum Schulmeister gehabt hätten als ihn. Das setzte seiner Empfindlichkeit so sehr zu, daß er wieder zu seinem Webstuhl in Sternenberg zurückkehrte.

Eine Familie Kägi in Ugertswil-Wila lud Jakob ein, sie einmal zu besuchen, und hier fand er geistige und gemüthliche Anregung wie nie zuvor. Da herrschte ländliche Einfachheit in Sitte und Kleidung. Die Söhne gingen nicht ins Wirtshaus und nicht mit den Nachtbuben. Es war eine Orgel im Hause, und Jakob wurde im Innersten der Seele ergriffen, als die fünf Söhne und drei Töchter einen harmonischen Chorgesang anstimmten.

Der Verkehr mit der Familie Kägi und besonders der Umgang mit dem Sohne Heinrich erheiterte Jakobs Gemüt so sehr, daß für ihn wieder eine Zeit geistig regsamen Schaffens begann. Doch: „Der Frömmste selbst kann nicht im Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt“. Jakob hatte einen solchen Nachbar, der Exerzirmeister war und unsere zwanzigjährige Jammerbase fortwährend mit dem Militärgespensst ängstigte. Um dem letzteren und dem Tode zu entinnen — denn der Arzt konstatierte Auszehrung — nahm Jakob Reißaus und wurde von Herrenhutern dem Hutmacher Koch in der Schipfe zu Zürich als Hausknecht empfohlen. Er erhielt auch diesen Dienst. Der Meister war ein wohlgesinnter Herr und die resolute Hausfrau desgleichen. Daß Jakob seine Stelle bei einem Haushalte von dreizehn Personen in einer Weise versah, die ihm manchen Tadel eintrug, wird mir der Leser aufs Wort

glauben, ebenso, daß er statt des Tadel's manchmal den Lachreiz weckte. Jakob weiß auch wenig Gutes von der Stadt zu berichten. „Wäre hier auch nur ein einziger Mensch gewesen, den ich hätte lieben können, die ganze Stadt und alles wäre mir lieb geworden. Aber unter den Tausenden, die an mir vorübergingen, war kein einziger, der mir mit traulichem Gruß begegnet wäre u. s. w.“

Auch da schlug die Stunde der Erlösung. Schwester Barbara in Sternenberg sandte die schriftliche Botschaft: „Du darfst mit Freuden nach Hause kommen; dein Feind ist seiner Stelle entsetzt, dein Webstuhl steht leer und die Fabrikation geht gut“. Da war kein Bleiben mehr in der Kantonshauptstadt, in welcher der junge Psalmsinger, trotz einem dreimonatlichen Aufenthalt, doch ein rundes und gesundes Aussehen gewonnen hatte. Jetzt wob und dichtete er wieder nach Herzenslust, und in Ugertswil fand er die „Ostereier“ von Christoph Schmid, die sich nicht nur seinen, sondern den Beifall aller übrigen Leute im Sturme eroberten.

Im Frühjahr desselben Jahres war das Stuz'sche Heimwesen in Isikon vergantet und ein guter Erlös herausgeschlagen worden, und Jakob gelangte dadurch in den Besitz einer nicht unbeträchtlichen Geldsumme. Das machte ihn wanderlustig. Am Sonntag vor dem Frühlingsschließmarkt verreiste er zum zweiten Mal nach Zürich, und von da pilgerte er nach Einsiedeln.

Nach Hause zurückgekehrt, gelangte er bald in den Besitz des „Heinrich von Eichenfels“. Dieses Kinderbuch weckte aufs neue die Lust zum Einsiedlerleben in ihm. Als dann das „Blumenkörbchen“, „Rosa von Tannenburg“ u. s. w. aufrückten, mit ihrer für ungebildete Leute so lieblichen, gemüthlichen, einfach schönen Sprache und ihren anmutigen Naturschilderungen, wurde Jakob so sehr davon eingenommen, daß er dem Sektirerwesen den Sack vor die Türe warf.

Diese innere Erleuchtung wurde bald durch eine andere, wirksame Lichtquelle bedeutend verstärkt; denn der lebenswürdige, herzensgute Pfarrer Salomon Tobler, der begeisterte Sänger der „Enkel Winkelried's“ und des „Kolumbus“, vernahm, daß eines seiner Pfarrkinder ein gewandter Redenschmied sei und mehrere dicke Schreibbücher mit den Produkten seiner Muse angefüllt habe. Er ließ sich von Stuz eines dieser Bücher vorlegen und freute sich über seinen Inhalt. Zugleich veranlaßte er den jungen Mann, dem Webstuhl zu entsagen und sich für den Lehrerberuf vorzubereiten. Stuz siedelte nach Sternenberg über und erhielt am Vormittag im Pfarrhaus Unterricht in der deutschen Sprache und am Nachmittag von Schulmeister Rudolf Wolfensberger Rechenstunden. Im Frühjahr 1824 war dieser Kurs zur Befriedigung von Lehrer und Schüler vollendet,

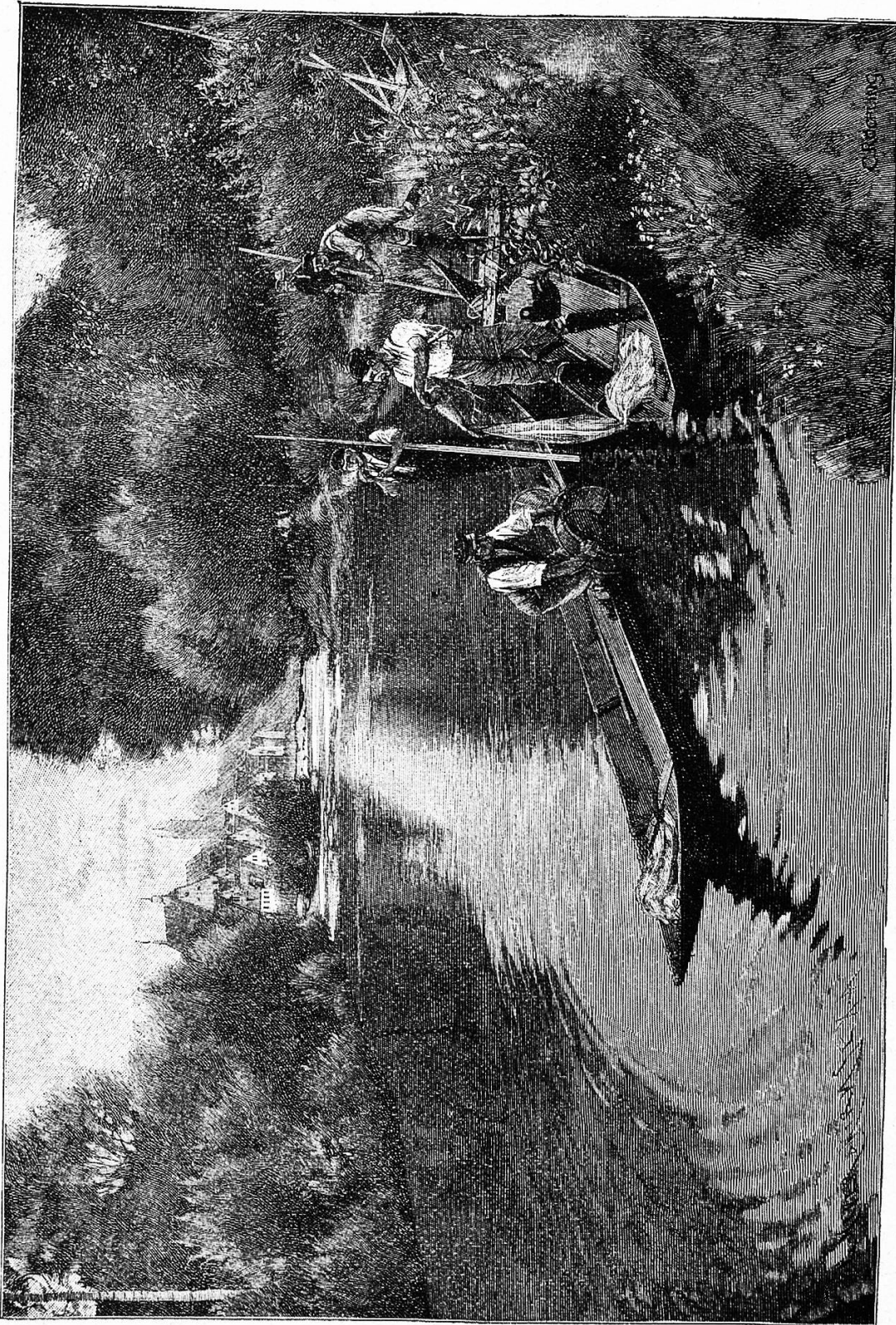
und letzterer erhielt die Versicherung, daß er sich herzlich als Lehrer an einer der bessern Schulen melden dürfe.

Im Pfarrhaus sah Stuz zum erstenmal eine Guitarre, und er wurde mächtig ergriffen, als der Pfarrer das Lied „Ach, aus dieses Tales Gründen“ in Begleitung dieses Instrumentes sang. Sogleich gab jener seine letzte Barschaft hin für die Guitarre, die ihm mehr als ein halbes Jahrhundert als treue Freundin auf seinem Lebenspfad das Geleit gab. Nach zwei Jahrzehnten war im Kanton Zürich dieses Saiteninstrument zu Hunderten verbreitet, und sein Kultus ist ein wesentliches Mittel zur Verbesserung und Verschönerung des Volkslebens geworden.

Stuz kehrte jetzt wieder ins Tal hinab zu seiner Schwester in Blitterswil und harrte auf die Erledigung einer Lehrstelle, aber umsonst. Um zu Barschaft zu gelangen, beschäftigte er sich mit Stricken, welche Kunst er erlernt hatte, als ihn das „Militärfieber“ so sehr plagte, daß er das Weben nicht mehr ertragen konnte. Er besaß eine besonders große Fertigkeit im Einsetzen von Fersenklappen. Nachdem endlich die Lehrstelle in Rohbank-Wegikon freigeworden, meldete er sich, zog jedoch die Bewerbung wieder zurück, weil er inne wurde, daß ein Konkurrent aus dem Felde zu schlagen sei. Nun setzte er sich wieder auf den Webstuhl, der neben dem seiner Schwester Katharina stand. Er wob und dichtete, daß es eine Freude war; denn die Schwester fing auch an, mit dem Bruder um die Wette Reime zu schmieden. Er beschenkte sie auch, angeregt durch das „Blumentörbchen“ von Christof Schmid, am Namenstag mit einer Guitarre, und so wurde das Weberstübchen in Blitterswil zu einem wahren Musentempel. Doch nicht lange!

Jakob übernahm eine Hauslehrerstelle in Tablat-Turbental; er mußte da zwei schwerhörige Kinder unterrichten. Nach einem Jahr schon ging ihm die Geduld aus und er wob, dichtete, sang und spielte wieder Guitarre im Verein mit seiner Schwester. In Tablat hatte er Hebels Gedichte kennen gelernt, aber blutwenig davon verstanden. Am besten gefiel ihm: „Es gefällt mer nummen eini“. Aber weil es darin heißt: „So dunders nett“, kam es ihm als ein gottloses, wüstes Lied vor. Trotzdem gelüftete es ihn, auch Verse in der Mundart zu machen, was ihm bald gelang, und er zeigte sie Kathrine. Sie mußte darüber lachen, sagte dann aber hintennach in gar bedenklichem Tone, sie meine, so zu dichten, sei gewiß Sünde, er solle es doch nicht mehr tun. Im weitern schreibt Stuz über diesen wichtigen Zeitpunkt in seinem Lebenslauf:

„Das ging mir sehr zu Herzen, und ich meinte, ich wolle ihr folgen. Aber fast unwillkürlich kam mir nach ein paar Tagen wieder ein solches Liedchen zu Sinn und dann wieder eines. Ich zeigte sie zuerst Pfarrer



Aufbruch zum Hilschfang. Nach dem Gemälde von C. Röckling.

Tobler. Er bezeugte große Freude darüber und ermunterte mich, in dieser Weise fortzufahren.

Eine der geschriebenen Stutz'schen Viedersammlungen war einem Vorsteher der Blindenanstalt in Zürich in die Hände gekommen, und daraufhin erhielt der Verfasser einen Ruf als Arbeitslehrer an diese Anstalt. Nun gab's wieder ein Erwägen und Ueberdenken. Endlich, nach langem, schwerem Kampf und unter dem Einfluß des Büchleins „Zwei Abende unter den Blinden“ von Thomas Scherr, der damals Oberlehrer an der Anstalt war, gab Stutz seine Zusage. Im März 1827 begann er sein neues Lehramt.

Jetzt stand Stutz an der Seite eines der bedeutendsten Männer, die im 19. Jahrhundert auf dem Boden des Kantons Zürich gewirkt haben.

Scherr wurde im Jahre 1832 zum Direktor des neu eröffneten Lehrerseminars in Rüsnach gewählt, und er riet auch Stutz, in diese Anstalt einzutreten und sich dem Lehrberuf für Vollsinnige zu widmen. Aber Stutz konnte es nicht übers Herz bringen, diesem Ruf Folge zu leisten.

Ueber diese Bedenken schreibt er:

„Wie gerne hätte ich Scherrs Rat gefolgt, wäre es ihm nur möglich gewesen, mir auch einen andern Sinn und ein anderes Gemüt zu geben, überhaupt ein inniges Streben nach diesem allem in mir zu wecken. Aber mein Gott! Wenn ich ans Seminar, an die Lehrer, an die vielen Zöglinge, ans Examen zc. dachte, wurde es mir so bang, wie einst beim Gedanken ans Militär und an die Garnison.“

Indessen waren es wohl nicht diese Gründe allein, die Stutz bewogen, dem Seminar fern zu bleiben. Neben Scherr mußte sich der unfertige Kellenländer Stutz wie ein Nichts vorkommen — und doch wäre er auch so gern etwas Bedeutsames gewesen.

Scherr bezeugte auch großes Interesse an Stuzens neuen literarischen Arbeiten, die jetzt fast durchweg in mundartlichem Kleide auftraten. Im „Bürkthalender“ von 1829 erschien anonym ein Gespräch, betitelt: „Heiri und Betheli“, das zu Stadt und Land große Heiterkeit und Freude erweckte. Dann kamen vereinzelt weitere Gespräche im Druck heraus und im Jahr 1831 erschien der erste Band der „Gemälde aus dem Volksleben, nach der Natur aufgenommen und treu dargestellt in gereimten Gesprächen zürcherischer Mundart von Jakob Stutz“, enthaltend: „Kinderzucht (Rueg, Chind! so g'wüß, daß d'no emol gohst)“, „Der Schwerhörige“, „Die neidische Chlese“, „s'Züseli häd's wohr Christetum verzehrt“ u. s. w. Im zweiten Band folgt: „s'Storchenegg*)=Anneli ist i der Stadt inne z'Dorf gsi“ und im 6. die Fortsetzung dieses Idylls unter dem

*) Storchenegg ist ein weltvergessener Weiler in einer Schlucht am Südbahng des Hörnli.

Titel: „Storchenegg-Annelis zweiter Besuch in der Stadt in Begleit seiner Mutter“. Dieser zweite Teil hat Tausenden und Abertausenden Freude und Entzücken bereitet; er darf den ländlichen Schilderungen Hebels getrost zur Seite gestellt werden. Und wenn behauptet wird, daß unsere spätern Dialektdichter J. J. Bänninger, Kaspar Kreis, Konrad Meyer, Inspektor Eduard Schönenberger u. s. w. auf den Schultern Hebels stehen, so ist dies unrichtig, weil sie alle in ihrer Jugend im Banne der Stutz'schen Muse aufwuchsen, der wir die Lieder: „Der verwaiste Hirtenknabe“, „Der Zufriedene“, „Der Unzufriedene“, „Die Sylvesternacht“ u. s. w. verdanken. Diese Lieder sind es wert, daß sie bei Anlaß der hundertjährigen Geburtstagfeier ihres Schöpfers wieder zu Ehren gezogen und dem Zürchervolke zugänglich gemacht werden. Dies wären die schönsten „Blumen aus der Heimat“, die wir unserm besten Dialektdichter, der am 14. Mai 1877 in Bettswil-Bäretswil gestorben ist, auf seine letzte Ruhestätte im Friedhof zu Bäretswil niederlegen könnten.

Blueme vo heime, wär's mügli emol,

Blüchtet er doch uf mim Grab!

Blibt mer en Fründ, bis mis Stündli wird schlo,

Bitti, se pflanz und setz mer doch no

Blueme vo heimen uf's Grab!

(Robert Weber hat die litterarischen Verdienste des seltsamen Mannes, der vom Jahre 1841 an als Einsiedler lebte und manchen Verirrungen anheimfiel, in seiner „Poetischen Nationallitteratur“ (II. Bd.) im ganzen richtig gewertet. Die Red.)

Lebendig gebärende Pflanzen.

Von Dr. K. Bretscher, Zürich.

Daß von lebendig gebärenden Pflanzen die Rede sein kann, mag manchem Leser auffallend erscheinen; sind doch beide Ausdrücke „lebendig“ und „gebären“ mit Recht ja bloß auf die Tierwelt anwendbar und zutreffend. Man will aber mit der etwas sonderbaren Bezeichnung nun nichts anderes als ein eigentümliches Verhalten gewisser Pflanzen als solches kennzeichnen. Bei diesen ist bekanntermaßen die Regel, daß sie Blüten treiben und daß aus deren Fruchtknoten sodann ein Same oder eine Frucht sich entwickelt. Von diesem normalen Verhalten weichen nun einige dadurch ab, daß sie wie jene Blütenstände und auf diesen Blütenanlagen bilden. Statt daß sie dann aber die Kronen öffnen und Früchte zur Reife bringen, wächst an ihrer Stelle ein junges Pflänzchen, ein Trieb oder Sproß heraus, die im Boden sich einwurzeln. Dergestalt können sie gerade so als direkte Nachkommen der Mutterpflanze